

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

137 (8.4.1926) Literatur-Beilage

Literatur-Beilage

Hellenisches.

Die realistische, auf das Technische und Nützliche ausgehende Erziehungsmethode hat notwendig eine Gegenbewegung zur Folge: die humanistische Bildung. Dieser Wiederbelebung des Humanismus dienen zwei jedoch erschlossene Werke: „Hellas“ und „Attische Grabmäler“.

In „Hellas“ gibt ein Schweizer Dichter seine Eindrücke wieder, die er auf einer Reise zu den alten Kunst- und Kultstätten, zu den Schlachtfeldern und Königsburgen gehabt hat. Nicht nur das alte Griechenland, auch das zeitgenössische gab seinen offenen Augen eindrucksvolle und nachhaltige Bilder und Erlebnisse. Diese werden in plastischen Wortgestaltungen lebendig erzählt und durch mehr als 70 wohl-gelungene Bilder veranschaulicht. — Jeder, der das Land der Griechen mit der Seele sucht, wird in diesem Werk einen zuverlässigen und freundlichen Führer haben, der mit Ernst und Humor alte und neue Zeiten zu schauen und in Worte zu fassen weiß. — Die „Attischen Grabmäler“ verfolgen den Zweck, die Werke der Grabmalkunst die bei den Griechen bekanntlich auf sehr hoher Stufe stand, mittelst seiner dichterischer Umschreibungen dem Beschauer näher zu bringen. Die Gedichte erheben sich bei vielen Werken zu wahrer poetischer Schönheit und greifen in die Tiefe des künstlerischen, seelischen und plastischen Erlebtes. So entsprechen diese Denkmäler ihrem einzigen Zweck: Sie führen die Verstorbenen wieder mit dem Leben zusammen in Gedicht. Die Gedichte ergreifen und machen die Denkmäler lebendig.

Hellas, Reiseeindrücke von den Kunststätten Griechenlands von Hans Bloesch. Ein. Reinf. Berlin, Zürich-München. 117 S. (5,50).
Attische Grabmäler von Erika Span-Heinrich. D. Br. München. Mit 24 Tafeln. 110 S.

Theologie.

H. E. Wiedermann in der neueren Theologie. Von Dr. Theodor Odenwald, Privatdozent an der Universität Heidelberg. (Leipzig, Hinrichs 1924.)

Odenwald möchte eine gerechtere Würdigung des Werkes Wiedermanns herbeiführen. In diesem Zwecke gibt er in sehr gründlicher und eingehender Untersuchung eine Darstellung der theologischen Position Wiedermanns, indem er dazu eine der Hauptfragestellungen des Schweizer Dogmatikers, die nach dem Wesen der Religion besonders herausgreift. Es kommt Odenwald vor allem darauf an, zu zeigen, daß Wiedermann keineswegs reiflos in seiner Stellungnahme von Hegel abhängig ist, sondern an wichtigen Punkten über ihn hinausführt, besonders in der Ablehnung der einseitigen Betonung des theoretischen Moments in der Religion und dann in der grundsätzlichen Hinwendung zur Empirie gegenüber der spekulativen Konstruktion, obwohl er ausgeht von, daß der Gang zur Rationalisierung der Religion, zur Konstruktion einer religiösen Logik von Hegels Einfluß beruht und von einer angeborenen Geistesanlage Wiedermanns, die ihn eben zu Hegel hinzieht. Auch den Beziehungen Wiedermanns zu Schleiermacher in seiner Fassung des Wesens der Religion geht Odenwald sorgfältig nach.

Das zweite Hauptanliegen ist für ihn, klarzustellen, daß Wiedermann nicht zu nahe mit Strauss und Feuerbach zusammengelenkt werden dürfe, daß Wiedermann selbst eine deutliche Grenzlinie gezogen habe. (S. 14 u. 56) vom pantheistisch zu lassenden „wahren allgemeinen Wesen des Menschen, seinem Wesensgrund“

„seinem und aller Dinge ewigen Wesen“, zu dem der Mensch „als zu einem anderen“, nämlich seinem Gott in der Religion in Beziehung trete, zeigen deutlich, daß Wiedermanns Gottesauffassung eine durchaus pantheistische ist, der gegenüber jedenfalls jenes Verhalten, wie es A. Otto in seiner ausgezeichneten Studie „Das Heilige“ (13. Auflage 1925. Herthes, Gotha-Stuttgart) als Kreaturgefühl, als Gefühl „des Staub- und Asche-Seins“ bezeichnet, grundsätzlich unmöglich ist. Hier ist Gott nicht schlechthin „das ganz andere“, hier herrscht keine absolute Transzendenz des Göttlichen, die jede Identifikation von religiösem Subjekt und Objekt ausschließt, sondern nur eine relative Transzendenz; denn irgendwie ist hier der Mensch seinem Wesen nach doch selbst das Göttliche oder doch ein Teil davon.

Odenwald bemüht sich des weiteren, auch Wiedermanns persönliche Religiosität und Lebendigkeit aufzuzeigen, um ihn von dem Ruf des bloßen Begriffsmenschen zu befreien.

Eines zeigt Odenwalds Studie jedenfalls mit aller Deutlichkeit: Wie trefflicher im einzelnen vielfach Wiedermanns Urteil ist von unserem jetzigen Standpunkt aus gesehen, und wie vieles bei ihm ausgesprochen ist, was heute weithin Allgemeinwissen wissenschaftlicher Überzeugung ist; um nur einiges zu nennen: daß die Religion eigentlich nur in der Einzelseele wirklich lebendig ist und darum auch hier zunächst aufgesucht werden muß, wenn man ihr Wesen erforschen will; die Ablehnung des bloßen Normbegriffs, der nur aus einer einzigen Religion genommen ist für die Erkenntnis des Wesens der Religion und das Drängen auf umfassende Veranschaulichung der Empirie; die Ablehnung, die Religion nur einer Seite des menschlichen Geisteslebens zuzuwenden und daraus die Kritik an den Religionstheorien Schleiermachers, Hegels u. Kants. Odenwald stellt Wiedermann teils in den größeren Zusammenhang der Geistesgeschichte seiner Zeit und sucht von da aus abschließend auch seine Bedeutung für die Gegenwart aufzuweisen, indem ihm die Position, die Wiedermann in Erkenntnis des Eigenwertes der Religion zwar nicht erreicht, aber doch zu erreichen sich bemühte, wegwandert ist dahin, daß die atheoretische Welt ihre eigene Wahrheit hat, daß die religiöse Gotteserkenntnis von der Religion her ihr Eigenrecht hat.

Verschiedene Eingänge.

Dr. Walter Ed. Gehner, Albrecht Dürer. Band 2 der Folge: Vortrags-Mitteilungen. reliquiae. Preis Fr. 5.—/Mk. 4.—. Verlag Frobenius N.G., Basel.

Dem unlängst hier angezeigten Erasmus-Bande ist ein solcher über Dürer gefolgt. Zum Unterschied von jenem diesmal, von ein paar Seiten biographischer Einleitung abgesehen, ausschließlich Bildmaterial; Bildnisse des Meisters und seiner Angehörigen, seines Lehrers Wohlgemut, seiner Gönner und Freunde, Proben seiner Graphik, Wappen und Handschriften, Wohnhaus und Grabstätte. Alles in guter Reproduktion, auf 32 Tafeln ausgewählt, für den Dürerfreund eine willkommene Gabe. — 3.

Scheffel als Student von Dr. Bodan Krieger. Mit einem Titelbild und fünf Textabbildungen. (Verlag von Adolf Bong u. Comp., Stuttgart 1923.)

Die erste zusammenfassende Darstellung der Studentenjahre des Dichters, der zum Verberrlichen deutschen Studententum geworden ist, und dessen bleibende Volkstümlichkeit sich gerade eben aus Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtsfestes aufs neue erweist. In exakter und

außerordentlich kenntnisreicher Darstellung führt der Verfasser die drei wesentlichen Abschnitte des Studienganges Joseph Viktor von Scheffels vor Augen, der dem Buntke des Vaters gemäß, obwohl der Sohn damals den bildenden Künsten sich zuneigte, der Rechtswissenschaft galt: München, Heidelberg, Berlin. Interessant und wohl manchem erstaunlich zu sehen, wie der spätere Sängerehrer und Gaudemusliedler als Student nie das tolle Leben geführt hat, das man ihm gerne zutrauen möchte, daß er fleißig gearbeitet und selbst in Heidelberg, wo es am muntersten zuging, doch die Kollegien hörte und peinlich nachschrieb. Interessant ist aber über das Bild des einzelnen hinaus, der Einblick in das Leben jener Jahre (1843—49) an drei für Deutschland so bedeutenden Punkten. Wenn in Heidelberg die damaligen grundsätzlichen Auseinandersetzungen im studentischen Verbindungsweien in Zusammenhang mit der ändernden politischen Lage im Vordergrund stehen, so steht der wohlwollende Student in München und Berlin in geselliger Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten der Kunst und Wissenschaft, mit Goerres, Thiersch, Schwanhals, Cornelius und anderen.

Das empfehlenswerte Buch baut sich im wesentlichen auf den authentischen Quellen, den Briefen Scheffels an seine Studienfreunde Eggers und Schwanh, sowie ganz besonders auf die erst kürzlich im Verlag Arnin Gräf, Karlsruhe, erschienenen, im Auftrage des Deutschen Scheffelbundes von Dr. W. Krentler herausgegebenen Briefe ins Elternhaus 1843—49 auf. Es wird durch die Vollständigkeit seiner Darstellung und die einwandfreie Beurteilung des Stoffes den vielen Freunden des Dichters eine langermüht und darum willkommenen Bereicherung der immer noch spärlichen, wirklich auf ernste Arbeit gegründeten Scheffel-Literatur bedeuten.

Hans Christoph Kaergel: Heinrich Budischig, Roman. (Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

„Du mußt aber raus!“ Dies war Barbaras Morgengruß an Heinrich Budischig, den schlesischen Bauern, als die Ruhe im Stalle rumort. Immer wird Budischig jemandem im Leben begegnen, der ihn anredet: Du mußt aber raus! War es nicht das gleiche Vieh, daß ihm in seiner Kinderzeit die Fische zusamment, als sie immer und immer wieder die glatten Fenstercheiben hinabrutschte. Und der unheimliche Tanz der Spinne. Oder der Vater mit seinem Horn. Ja, Heinrich Budischig kennt die Sprache der Natur — aber im Leben kennt er sich nicht aus. Die enige Wandersehnsucht des Deutschen wird in ihm lebendig. Die Schaffstätigkeit des Bauern-tums und letzter Romandentrieb kämpfen in seiner Seele, daß er zwischen dem Suchen nach dem Ewigen und dem Ringen mit dem Leben die endlose Landstraße wandern muß, die ihn zur Einsamkeit führt. Das ist der Heinrich Budischig, den Kaergel mit Buch und Andraun schildert. Heinrich Budischig, der träumend durch die Landschaft schreitet, mit der er erdverbunden ist. In der künstlerischen Gestaltung der Gegenstände liegt die Bedeutung und der Wert dieser Dichtung, die trotz ihrer Nüchternheit wie Budischig selbst erdhaft ist. Eine schlichte Sprache, deren kurze Sätze dem Denken Budischigs angepaßt sind, ist das Mittel, dessen Kaergel sich mit Glück bedient.

Otto S. Brandt: Der große Bauernkrieg. (Verlag Eugen Diederichs Verlag, Jena.)

S. Brandt legt uns in dem Buche „Der große Bauernkrieg“ eine Auswahl von Berichten, Aussagen und Aftenstücke aus der Zeit des Bauernkrieges vor, der heute 400 Jahre zurückliegt. Aber zwischen der heutigen Zeit mit ihren sozia-

len Gärungen und den damaligen Ereignissen, die in diesem Werke lebendig werden, gibt es zahlreiche Parallelen, so daß diese Berichte und Aftenstücke, die in dem ursprünglichen sprachlichen Rhythmus übertragen sind, das Interesse eines jeden Lesers gewinnen dürfte. Der große Bauernkrieg ist eine Schicksalswendung für das deutsche Volk gewesen und Brandts Werk ein warnendes Signal, denn die Bestrebungen der Gegenwart führen uns einem ähnlichen Wendepunkt entgegen. Darin liegt die große Bedeutung des Werkes, welches uns zeigt, daß eine ruhige soziale Entwicklung — Evolution nicht Revolution — einen Stand zur Gleichberechtigung im Leben der Nation führen kann.

Paul Berglar-Schröder: Um den Heimat-

hof. (Verlag „Am Amin“, Barel i. D.)

In lebendigen, dramatischen Bildern behandelt Paul Berglar-Schröder in dieser Novelle den Kampf des Industrialismus gegen die Scholle, des bergisch-märkischen Erbauers gegen die heimatischen Ackerbau. Mit eiserner Festigkeit vertritt der alte Bauer die Rechte und nach ihm sein Sohn Krifchan, allen Verlockungen widerstehend, sein Recht auf seinen Hof, sein Land, in dem er verwurzelt ist, gegen die drohende Umschlingung der allmächtigen Diktator-Gesellschaft und ihren Künsten, zühen Generaldirektor. Der Bauer bleibt Sieger in diesem Kampfe, der zur Freude der Leser damit ausklingt, daß Vore, das blonde Töchterlein des Direktors, zu Krifchan die Rechte auf den Hof geht und seine Hofbäuerin wird.

Ludwig Mathar: Fünf Junggefallen und ein Kind. Eine traurig-lustige Geschichte. — Der arme Philibert. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

In der Beilage „Der Pöbel“ ist an dieser Stelle im Juli 1924 der Versuch gemacht worden, im Anschluß an einen allerdings noch ungedruckten sehr an der Oberfläche sich ergebenden Ueberblick über katholisches Schrifttum die Stellung Ludwig Mathars und seiner sehr beachtenswerten Romane kurz zu kennzeichnen. Wenn wir damals über die vielversprechenden ersten umfangreichen schriftstellerischen Leistungen hinaus vor allem sein Rheinlandwerk rückhaltlos gerühmt haben, so freuen wir uns, daß der zweite Band dieses treiflichen Unternehmens die Vorzüge des ersten bewahrt und manche neue, gute Eigenheit mitbringt. Indessen nicht nur Mathars Schilderkunst ist in besserer Entwicklung begriffen, auch sein Erzählertalent erscheint durch zwei kleinere Arbeiten in neuer Beleuchtung. Auf dem Gebiet der von guten und schimmernden Lebenserfahrungen gesättigten Novelle, — Mathar spricht in rühmender Weise über die nur von Geschichten — zeigen diese traurig-beitern Gebilde, daß ihr Verfasser etwas kann, und wir noch manches erquickliche Lesestunden durch ihn zu erhoffen haben. Die klare, plastische Diktion des um Worte nie verlegenen frühlichen Rheinländers sind der rechte Ausdruck für die bodenständigen, wirklichkeitsfreundlichen (fast hätten wir geschrieben: wirklichkeitsstarken), unfeinimentalen Menschen und Schicksale, die da umrahmt von der erfrischend-herben Eifel- und Weinlandschaft im besten schulfernen Sinn „realistisch“ vor uns erheben. Die Kraft von Kindeserzählungen in ihrer Einwirkung auf die Lebensgestaltung Erwachsener ist beidemal der Vorwurf lebhafter und ohne letzte Ausmünderung gegebener Stoffmöglichkeit bei den fünf Junggefallen; stiller, ernst und verhöflich mit rheinischem Augenwinkern trauert im armen Philibert. Wenn alle Beiträge des neuen Vienenforbes so erfreulich sind, wird man die Sammlung gern verfolgen. Mathars kleineren Erzählungen gehören ebenso aufmerksame Leser wie seinen Romanen.

Dr. Emil K a f f.

Zeitschriftenchau.

Ethos, Vierteljahrsschrift für Soziologie, Geschichts- und Kulturphilosophie. (Verlag G. Braun-Karlsruhe.)

Für die Tatsache, daß Schlagworte oft zu den erstaunlichsten Mißverständnissen führen, ist die „Soziologie“ ein immerhin noch ganz fruchtbar gewordener Beleg. „Soziologisch“ ist der Modeterminus von heute, der einer gewissen politischen Komik nicht entbehrt, insofern vornehmliche Politiker hier die Möglichkeiten zu parteipolitischen Propaganda wählten, während die Gegner in wörtlichem und übertragendem Sinne in Wort und Methode dieser wissenschaftlichen Einstellung das bekannte rote Tuch verspürten. — Der Unvoreingenommene muß sich sagen, daß eine Betrachtungsweise historisch-philosophischer Objektivität, die die Beziehungsgefüge von Ich und Welt, von Kultur und Staat, Wirtschaft und Religion, Geschlecht und Kunst u. dgl. mehr in den Mittelpunkt stellt, außerordentlich ergiebig für neue Erkenntnisse sein kann. Ehe die Methode aber in Wissenschaft und Bogen angewandt wird, gilt es nichters die Voraussetzungen zu klären; und diese verdienstliche Aufgabe stellt sich eine neue wissenschaftliche Zeitschrift, „Ethos“ des Verlags G. Braun in Karlsruhe. Als Herausgeber zeichnen die Professoren Dr. Koigen, Dr. Schaefer und Oberbürgermeister Pflüger, sämtlich in Berlin. Das Ziel des Unternehmens ist die Erhellung einer neuen Anthropologie, als einer ganzen Wissenschaft vom ganzen Menschen, wobei aber die naturwissenschaftliche Klangfarbe des Wortes Anthropologie stark in den Hintergrund gedrängt werden soll im Gegensatz zu den philosophisch-geschichtlichen Seiten der Aufgabe. Inhaltlich läßt sich wenig über das erste Heft sagen, da die grundlegenden Untersuchungen von Koigen und Könnies noch der entscheidenden Fortführung harren. Koigen gibt in „Geschichte und Kultur“ die Grundzüge einer Geschichts- und Kultursoziologie. Ferdinand Könnies, der Mitarbeiter unter den deutschen Soziologen, behandelt die Tendenzen des heutigen sozialen Lebens. Dabei fällt auf, daß die Herausgeber sich nicht auf Nüchternheit einseitig festlegen, Koigen Ausführungen polemischerer nämlich wie

gegen Rickert so gelegentlich auch gegen Könnies. Von Eduard Bernheim gelangt ein interessanter und vornehm abstrakter Vortrag „Idee und Interesse in der Geschichte“ zum Ausdruck; der Mit-Herausgeber Schneider handelt über die Grundlegung einer Völker- und Massenpsychologie. Dieser beschäftigt sich mit sozialer Vererbung und Sozialpädagogik. Michael Schwarz stellt Spenglers Kulturmorphologie dar und übt einleuchtende Kritik, während Siegfried Kawerau einen klugen, kenntnisreichen Beitrag zur Soziologie der Jugendbewegung beisteuert. Literaturbericht und Zeitschriftenchau runden in der sachlichen Weise dieses erste Heft. Künftig wird sich eine Reihe ständiger und sogar den Sinn verdunkelnder Druckfehler (u. a. Seite 14, Zeile 4 von unten; warum schreibt Koigen zu dem Konzepte „der Igenus“?) in der sonst guten Ausstattung vermeiden lassen. Die Zeitschrift, wofür sie sich dieser strengen Wissenschaftlichkeit befleißigt, wird nützlich und erfolgreich wirken, denn sie ist ein Bedürfnis.

Meggendorfer Blätter, Zeitschrift für Humor und Kunst, 2. Halbjahr 1925. (Verlag J. F. Schreiber, München.)

Der zweite Halbjahrsband der Meggendorfer Blätter für das Jahr 1925 ist erschienen und bietet seinen Lesern außer den seit Jahren in immer gleicher Frische und Ursprünglichkeit quellenden humoristischen und satirischen Beiträgen, aktuellen Glossen und künstlerischen Illustrationen eine sehr beachtenswerte Neuerung — „Die Wochen-aufgabe“.

Diese jede Woche neu gegebene Aufgabe besteht aus literarisch oder bildlich dargestellten Gedankengängen, die kurz vor der Schlusslinie abbrechen und es dem Leser überlassen, ein möglichst überausendes Ende der angebahnten Situation zu finden. Die Redaktion wählt die lustigsten Vorschläge aus, prämiiert wöchentlich die beste Lösung mit 100 M. und veröffentlicht dann die ausgewählten Ergebnisse.

Es ist damit ein bedeutsamer Schritt getan, das Lesepublikum nicht nur durch fremde humoristische Darbietungen zu erfreuen, es vielmehr anzuregen, selbst in fröhlichen Bahnen zu phantasieren und damit alle schlummernden Kräfte

des eigenen Gemüths zu wecken und spielen zu lassen. Es ist vielleicht die häufige Wirkung einer humoristischen Zeitschrift, die Leser zu veranlassen, auch in sich selbst nach den Trübungen und Entdeckungen fröhlicher Veranlagung zu suchen.

Unverändert blieb und ist der Ton der Meggendorfer Blätter. Von Herzen lustig, mit Satire gewürzt, von Humor durchflutet und dabei von einer Anständigkeit der Gefinnung, die sich letzten Endes immer wieder durchzieht, trotzdem sie es vermag, eventuellen Konstruktionswandelungen folgend, politischen Tendenzen zu dienen oder leichten Seiten eine Chronik zu sein.

Die bildlichen Beiträge sind — wie immer — auf anerkannter künstlerischer Höhe und wenn man die bedeutenden Mitarbeiter dieses Teils mit schriftstellerischen Bezeichnungen charakterisieren darf, dann ist zu sagen: An erster Stelle stehen wieder der Humorist M a u d e r, der Novellist C l a u s, der Großkünstler G r o s s i a n t und die eleganten Mauderer J. Z. — K. und K u n e s.

Ausstattung und Material sind — ebenfalls alter Tradition entsprechend — vornehm und gediegen und ein würdiger Hintergrund des gewählten Inhalts.

Spanisches Mörder betitelt sich in Westerman und Monatsheften ein mit Aquarellen und Skizzen von Franz Gekandter geschmückter Aufsatz, in dem Dr. Paul F. Schmidt interessante Dinge erzählt. Es heißt dort u. a.: „Man spielt „Carmen“ neuerdings (wenigstens in der Berliner Staatsoper) mit Dekorationen, die den Reiz mit der Luft des fröhlichen Wiedersehens erfüllen. Ja, ganz so sieht Sevilla vom Guabacquir-Fluss aus; das ist die Stimmung der Fabbrica de Tabacos, eines kostbaren Barockpalastes; ganz so lachsrot und unwahrscheinlich leuchtend die Fächer dieser verführerischen Stadt, wie dort auf der Opernbühne. So etwas von immerer Wirklichkeit hat man seit dem Reichardtischen „Sommertraum“ nicht mehr gesehen. Das wir uns richtig verstehen: das Wort „verführerisch“ befragt durchaus nichts Unmoralisches. Don Juan hat zwar einmal, wenn wir Mozart und Steinmetz glauben dürfen, in dieser Stadt gelebt und also auch wohl geliebt. Wer aber glaubt, es ihm hier gleichgültig zu mü-

fen, und sich zunächst einmal nach den schönen Sevilanerinnen umtumeln möchte, der wird einen heftigen Anfall erleben. Die schönen Andalusierinnen werden heute fanatischer, als es Türken je eingekommen ist, von Vätern, Vätern, Söhnen, Schwiegereltern und Urvatervätern vor jeder Verührung mit der fröhlichen Luft befeuert. Niemand bekommt sie lebend zu Gesicht, es sei denn der angehaute Ehegatte. Was man auf den Straßen und Promenaden zu sehen bekommt, sind nur die Köcherln und kaum einmal die Damen, die ihre Summe gegen Valuta verkaufen dürfen. Diese Erkenntnis stammt nicht nur aus eigener Anschauung, sondern wurde von eingesehenen Freunden bestätigt, und dies ist ausschlaggebend. Unvergessen werden uns die Volksaufmärsche bleiben, die entstanden — und alsbald von waderer Polizei zerstreut werden mußten —, als einige sitzgewohnte Damen unterer Dampfbesetzung sich mit üblicher Begleitung in den Cafés von Malaga niederzulassen wagten. So etwas werden guten Einwohnern ebenso ungewohnt und noch viel unfaßlicher, als wenn die uns auf dem Kurfürstendam eine junge (oder alte) Dame es unternehmen würde, sich im Evaotium zu präzentieren. Aber es ist kein Wunder, wenn man die Geschichte und die Seelenverfassung des Andalusiers etwas näher ins Auge faßt. Bis zum 15. Jahrhundert war hier die Maurenerrschaft unbeschränkt, und ihr Erbe hat sich, unverändert als in manchen mohammedanischen Ländern, dort in Gestalt der Damschide erhalten. Wir schreiben 1920, und in der Türkei macht sich die Frau so selbständig wie bei uns: in Spanien herrscht unerwünscht wie vor Jahrhunderten der Damschizwang, nur in andern gesellschaftlichen Umhüllungen. Jedemfalls hat Don Juan eine kokettere Situation vorgefunden, als sie heute besteht.“ — Aus dem übrigen reichen Inhalt sei hervorgehoben ein Aufsatz von Dr. A. Kiehl über „Lassalle“, eine Plauderei von Dr. Rour. Fische über „Robert Schumann, Richard Wagner und die Neunte Symphonie“, ein illustrierter Aufsatz über das heik umstrittene Thema „Nedar und Nedaranal“ und der Schluß von Julius Verbits Roman „Die Fahrt ins Rosenrote“. Außerdem fallen Bilder von Max Bröning auf, und eine Rundschau über Kunst, Theater und Literatur beschließt das vielseitige und anregende Heft.

Moderne Großstadtjugend.

Eine Verhandlung vor dem Schöffengericht Charlottenburg entrollte dieser Tage folgendes typisches Großstadtbild: die 20jährige Tochter Else aus gutem Hause lernte in einem Tanzlokal einen 17jährigen Jüngling kennen und lieben. Die Liebe führte bei ihr schnell zu dem Entschluß, das elterliche Haus zu verlassen und mit dem jungen Freund davonzuziehen. Die Eltern der beiden spürten das Pärchen aber auf, und Else wurde in die elterliche Wohnung zurückgeholt, wo man sie unter sorgfamer Bewachung dem schlichten Einfluß des Liebhabers zu entziehen suchte. Obwohl sie stets in der Wohnung eingescherrt blieb, mußte sie Rat. Als sie wieder einmal abends zu Hause war, während die übrigen Familienmitglieder ein Theater besuchten, warf sie ihrem Liebhaber und dessen Freund, die auf der Straße vor dem Hause warteten, einen Pötel herunter, daß sie heraufkommen sollten. Sie hatte sich von ihrer jüngeren Schwester heimlich einen Wohnungsschlüssel besorgt und ließ die beiden herein. Zunächst wurde aus dem väterlichen Weinort ein kleines Gelage veranstaltet. Else äußerte zu ihrem Freunde, daß sie an einem der nächsten Tage auf ein Gut gebracht werden sollte. „Dann mußt Du fährten“, war jetzt sein Rat. Der Plan fand auch Anlaß, und das Kleebrett beschloß, gemeinsam nach Hamburg zu reisen. Die Reiseausstattung wurde schnell beschafft. Mit fünf eines Beiles öffnete man einen Schrank, eignete sich Schmutz und Wertgegenstände an, außerdem Wäsche und Kleider. Die beiden Freunde staketen sich an Ort und Stelle mit dem Posa, dem Smoking und einem guten Anzug des Stiefpaters aus. In Hamburg vermittelte sich der Begleiter des Paares in einen Barock Zieg, während das Pärchen sich schlüssig Wäschenarten drucken ließ, auf denen sie sich als „Filmschauspielerpaar Zander vom Wapalast am Zoo“ bezeichneten. Merkwürdigerweise fiel dieser Unfinn den Hamburger Gastwirten, denen sie zu essen pflegten und später auf Kredit lebten, nicht auf. Insbesondere imponierte den Hamburgern, daß der Herr „Baron Zieg“ ihnen ihren Kinderwagen höchstpersönlich in die Wohnung hinauftrug. „Baron Zieg“ wollte allerdings weniger imponieren, als die Dirlschheit kennenlernen. Eines Tages eignete er sich heimlich die Schlüssel zur Privatwohnung an, und die drei räumten dort so gründlich auf, wie es nicht besser geschehen konnte. Nur einige Tage konnten sie sich ihrer Beute erfreuen, denn sie wurden bald gefaßt, bevor sie noch größere Mengen von den gefaßten Sachen ins Pfandhaus bringen konnten. Vor Gericht zeigten sich die beiden jungen Burden mehr als Kavaliere, denn sie suchten die Regisseurin auf Else zu schieben, die sie als die Regisseurin ihres Filmromanes bezeichneten. Das Schöffengericht hielt alle drei für gleich schuldig und verurteilte sie zu je einem Jahr Gefängnis.

Seegeräuber mit indischen Schmugglern.

Die Mannschaft eines mit Gummi beladenen Schmugglerschiffes griff in der Küste von Johor eine Zollpatrolle an. Im Laufe des heftigen Kampfes wurden zwei Zollsoldaten und zwei Schmuggler getötet, während der Kapitän der Pinasse und zwei Schmuggler verwundet wurden. Das Schmugglerschiff verschwand im Dunkel der Nacht. Es ist das erste Mal, daß ein Kampf mit Gummischmugglern in den Malaisischen Gewässern stattgefunden hat.

Aufdeckung einer Geheimbrennerei.

In Elberfeld wurde von Kölner und Frankfurter Zollbeamten eine Geheimbrennerei ausgehoben, in der, ähnlich wie im Kölner Fall mit Karbol gemischter Spirit verhandelt wurde. Die Brennerei wurde von einem gewissen Schäfer, der früher Schiffsmaschinist gewesen ist, geleitet.

Die letzte Fahrt der Verbannten. Nach Cayenne — Wiedereröffnung des Bagno.

Vor nunmehr zwei Jahren hat der französische Journalist Albert Londres mit seinem erschütternden Buch über die Hölle des Bagno ungeheures Aufsehen erregt. Die Öffentlichkeit begann sich ernsthaft mit den Verhältnissen in den französischen Strafkolonien zu beschäftigen; die französische Kammer ging mit den Verantwortlichen streng ins Gericht, und der Justizminister erließ eine Verordnung, nach der keine Deportationen mehr stattfinden sollten. So lag der Dampfer, der die in Käfigen eingesperrten Sträflinge so oft über den Ozean gebracht hatte, untätig im Hafen von St. Martin de Ré vor Anker. Die Verbannten blieben auf der Zitadelle von St. Martin in sicherem Gewahrsam, jenem Gefängnis, dessen Schrecken seinerzeit auch ein Teil der deutschen Aufregungen hat auslösten müssen. Im Lauf der Zeit war nun die Belegschaft dieses Erziehungsbagno ständig gewachsen. Aber auch ministerielle Versprechungen sind nicht für die Ewigkeit bestimmt, und so hat dieser Tage das Gefangenenhelferwesen wieder Arbeit bekommen. Zweihundertneunundneunzig Sträflinge sind zur Zwangsarbeit verurteilt, hundertfünfzig sind rückfällige Verbrecher, die dauernd des Landes verwiesen sind; der Rest dieser traurigen Fracht wird in Alger an Bord genommen werden. Der Aufenthalt in den Eisenkäfigen, in der drückenden Luft des Schiffsrumpfs ist wenig komfortabel; wehe dem, der es wagen würde, seine Unzufriedenheit mit diesem Quartier zu erkennen zu geben! Für Widerstrebende — so erzählt Louis Roubaud in einem großen Pariser Blatt — gibt es wirksame Mittel: man legt sie an den Fußboden, man brinat sie mit Dampfdrücken zur Raifon oder schießt sie in überhitzte Stahlkammern ein, um sie mürbe zu machen.

Seit dem 14. März befinden sich die Sträflinge „in Bereitschaft“, was für sie einige Erleichterungen mit sich bringt. Sie brauchen nicht zu arbeiten, sie bekommen Fleisch zum Mittagessen und täglich einen Viertelliter Wein. Zum

Das Spiel des Zufalls.

Seltene Begebenheiten.

Von Ernst Valentin.

Denken wir doch einmal nach. Haben wir nicht schon zuweilen von einem seltsamen Zufall uns überraschen lassen? Dinge, die wir verloren hatten und unüberwindlich verloren wähnten, finden unter höchst merkwürdigen Umständen den Weg zu uns zurück. Der Titel eines Buches ist unserem Gedächtnis entfallen und im Schaufenster des nächsten Buchladens, vor dem wir „zufällig“ stehen bleiben, zeigt uns das erste Buch, auf das unser Auge fällt, den gesuchten Titel. In den merkwürdigsten Formen treibt der Zufall, dieser erfahrungsreiche Regisseur auf der Bühne des Lebens, sein Spiel und verblüfft uns durch die Magie seiner Künste, die unberechenbar und darum oft so überraschend sind. Es kennzeichnet unsern Gleichmut gegenüber den Geschehnissen, daß wir über die Kuriosität des Zufalls wohl einen Moment erkaunt sind, aber ohne den Zusammenhängen nachzuspüren, uns bald beruhigen. In einer Schrift („Der Zufall“) geht Wilhelm von Scholz, der bekannte Dichter und Dramatiker, nachdenklich den merkwürdigen Formen des Zufalls nach und wirft die Frage auf, ob es sich hierbei nicht um „eine Vorform des Schicksals“ handelt. Einige Fälle unter vielen, die er erwähnt, mögen die eigenartigen Saitalen des Zufalls deutlicher erkennen lassen. Wilhelm von Scholz berichtet u. a.:

„Ein mir persönlich bekannter Kunsthändler verlor vor etwa 25 bis 30 Jahren eine goldene Kette, ein altes Familienbild mit eingravierten hebräischen Schriftzeichen, an eine nach Amerika vertriebene Verwandte, da er, selbst Junggeselle, dem Familienschatz keine bessere Verwendung suchte. Vor dem hatte seine Mutter die Kette getragen; er erinnerte sich, wie oft er als Kind auf deren Schoß mit der beruhigenden Kette gespielt, deren Schlüsselchen der Sicherheit halber mit etwas blauem Seidenband überbunden war. Bei der amerikanischen Verwandten wurde nicht lange danach eingebrochen und unter anderem die Kette geraubt. Ein Vierteljahr später, jetzt etwa vor einem Jahr, fand sich die Kette zurück: sie wurde dem Kunsthändler bei einem Aufenthalt in einem Münchner Hotel mit anderen Stücken von einem Amerikaner zum Kauf angeboten, dessen Wechsel ausgeblieben war. Ein paar Fäden des blauen Seidenbandes gingen noch am Schloß.

Einer meiner Bekannten lag als unausgebildeter Landsturmann in einem Mannschafstasche des Lazarets Klütrix an einer Magen-erkrankung. Er hatte seit seiner Einziehung keine sich bei ihrer Mutter aufhaltende Gattin gebeten, doch alles zu tun, daß er in ein Einzelzimmer käme, da es so seine Nerven nicht auszuhalten und er nicht gesund werden könne. Die Frau begab sich zunächst in ihre bisher zugewiesene Berliner Wohnung, um von dort am nächsten Tage nach Klütrix zu reisen und den Arzt persönlich aufzusuchen. Mit ihr stieg in den Fahrstuhl ein ihr persönlich nicht bekannter Mitbewohner desselben Hauses ein. Der Fahrstuhl blieb zwischen zwei Stockwerken stehen: ein Schaden war eingetreten, der einer halben Stunde Zeit zum Ausbessern bedurfte. Natürlich ergab sich zwischen dem unfreiwillig Eingesperrten ein Gespräch. Bald fiel das Wort „Klütrix“. Der Fremde sagte: „Sie wollen nach Klütrix? Ich komme eben von dort!“ Die Frau erzählte den Anlaß, der Fremde erwiderte: „Nichts einfacher als das! Der Oberarzt ist mein bester Freund. Ich gebe Ihnen ein paar Zeilen mit!“ Am nächsten Tage war alles in Ordnung.

Ein anderer Bekannter von mir suchte für einen kurzen Aufenthalt in Berlin Wohnung, ein Pensionzimmer. Er hat früher in Berlin in sehr nahen Beziehungen zu einer Dame gehalten, mit der er keine Begegnung wünscht.

Er meidet also die Stadtgegend, in der beide früher wohnten und in der er sie noch wohnhaft wähnt. Er sucht in einem entfernten Viertel Unterkommen und zwar nach den Pensionsschildern an den Häusern. Er findet dort ein sehr schönes, mit dem Preise etwas seine Verhältnisse übersteigendes Zimmer; in dem Gedanken, daß es ja nur für ganz kurz sei, nimmt er es trotz anfänglicher Bedenken. Nachts fällt neben seinem Bett ein Gegenstand zur Erde; er macht Licht und findet ein Buch, das offenbar zwischen Bettgestell und Matratze eingeklemmt gewesen war, ein Buch — das eine Widmung von seiner eigenen Hand an jene Dame trägt, das er ihr einst geschenkt. Er stellt am Morgen fest, daß sie seine Vorwohnerin war und erst vor zwei Tagen das Zimmer verlassen hat.

Das Wesentliche des folgenden habe ich selbst miterlebt; es ereignete sich im Hause eines Kunsthändlers. Dieser hatte ein wertvolles, ersichtlich unrichtig bezeichnetes Bild gekauft, über dessen wirklichen Schöpfer wir — er selbst, sein Neffe und ich — zu keiner Sicherheit kamen, so daß wir die Vermutungen schließlich aufgaben und die Sache verlagten. Unabhängig hiervon, ohne sich weiter mit der Urheberfrage des Bildes, überhaupt dem Bilde zu beschäftigen, wollte der Neffe am Nachmittag einmal die Bibliothek seines Oheims ordnen, beginnt damit — und hat als erstes Blatt im erst herausgegriffenen Buche eine Widmung des neu erworbenen Gemäldes in der Hand.

Den Fällen, die Scholz berichtet, sei ein anderer Fall hinzugefügt: Einer meiner Bekannten weilte in den Jahren 1909 und 1910 studienhalber in Paris. Als er schließlich seine Rückkehr nach Deutschland vorbereitete, erhielt er auf seine Bewerbungsgeschreiben mehrere Angebote, darunter auch ein Angebot aus einer süddeutschen Universitätsstadt. Unschlüssig, welchem Angebot er den Vorzug geben soll, promenierte er am Nachmittag hinüber nach dem Quartier latin und bummelte am Seinequai entlang, auf dessen Mauerrändern auf einer Länge von mehreren hundert Metern die „stehenden Buchhändler“ (die „Bouquinisten“) ihre Asten aufzustellen pflegen, die mit antiquarischen Büchern aller Art gefüllt sind. Er bleibt bei einem dieser Händler stehen, greift nachlos mehrere Bücher heraus, um sie auf ihren Inhalt zu prüfen. Da fällt ihm „zufällig“ ein Griechischer Reiseführer in die Hand. Es war ein Führer durch jene süddeutsche Universitätsstadt, aus der er eines der Angebote erhalten hatte. Mein Bekannter erwarb das dünne Heft. Sein Titel erschien ihm, wie er berichtet, gewissermaßen wie ein Zuruf des Schicksals. Noch am gleichen Abend nahm er die Stellung an. Und er hat, wie hier hinzugefügt sei, in dieser Stadt sein Glück gefunden.

Sehr merkwürdig ist auch folgender Fall, den Scholz erzählt: „Eine Dame besaß als Kind einen sehr schönen Ring, ein altes Familienerbstück. Eines Tages ging sie mit andern Kindern im Neuenburger See baden, wobei ihr im Wasser der Ring vom Finger glitt. Alles Suchen an der dort sehr seichten Stelle half nichts. — Der Ring war verschwunden. Als sie einige Tage später wieder badete, überstiegen und wackelte sich die Kinder im Wasser, wobei sie umgestoßen wurde. Im Fallen fuhr ihr Finger am Grunde in ihren verlorenen Ring, so daß er von selbst wieder an seiner Stelle saß.“

Die Erwägung, ob nicht Wesen und Dinge, die zueinander eine Beziehung haben, zueinanderstreben, liegt nahe. Die Kette findet, wie der erwähnte Fall zeigt, den Weg zurück aus Amerika nach einem Münchner Hotel. Der Pensionss-

gast findet in einer Berliner Wohnung ein Buch, das seine Widmung trägt, und ausgerechnet jene Dame hat vor ihm dort gewohnt, die er meiden wollte. Ein Reiseführer bei einem Pariser Buchhändler wird richtunggebend für einen schicksalbedeutenden Entschluß. Wer könnte nicht aus seinem eigenen Leben ähnliche Fälle berichten? Zufälligkeiten ohne tieferen Sinn? Vielleicht ist hier doch etwas von jenem Unberechenbaren, an dem wir vergebens unseren Weg probieren. Daß wir das, was uns auf wunderbare Weise „zufällig“, einen „Zufall“ nennen, hat vielleicht sprachlich einen viel tieferen Grund, als ihn der niemals durchdachte Wortfuss uns erkennen läßt. Auch der Alltag hat seine Wunder. Und wer wäre nicht verblüfft, wenn der Zufall, ohne daß unser Wille wirksam wäre, so weiterhast arbeitet? Es ist uns unmöglich, die Kraft des Magnetismus zu deuten, die in einem Eisenstück schlummert. Wer wollte sich erheben, jene andere Anziehungskraft gänzlich zu leugnen, die zwischen uns und den Dingen ein magisches Verhältnis schafft. Ob hier etwas Schicksalsmäßiges walte, kann vorerst nur Vermutung, vielleicht gar erst vorläufige Frage sein. Die Unauflöslichkeit unserer Erkenntnisfrage sollte aber immerhin nicht hindern, ein dunkles Gefühl als möglich anzunehmen, auch wenn über dem Geschehen sich undurchsichtige Schleier breiten. Vielleicht, daß es uns ewig verwehrt ist, diese Schleier zu lüften und daß uns nur übrig bleibt, wenigstens an das Wunder des Zufalls zu glauben.

Hoteldiebstahl auf dem Semmering.

In einem Hotel auf dem Semmering stahl ein Einbrecher aus dem Zimmer mehrere Hotelgäste Juwelen, deren Wert auf Millionen geschätzt wird.

Tödlischer Absturz in den Zillertaler Alpen.

Wie aus Innsbruck berichtet wird, unternahmen vor einigen Tagen zwei Münchener Touristen, Hauser und Appl, eine Skitour auf den Dixerer in den Zillertaler Alpen. Da die beiden Touristen nicht rechtzeitig zurückkehrten, wurde eine Rettungsexpedition ausgesandt, die die Leichen beider am Fuße des Dixerer Gletschers auffand. Die beiden Touristen sind anscheinend am Donnerstag tödlich abgestürzt.

Ein Polizeikommissar in Lorenzo Marques ermordet. Nach einer Meldung aus Lorenzo Marques ist der dortige Polizeikommissar, Hauptmann Souza, durch Mordanschläge getötet worden. Die Tat dürfte auf die freieschwebenden, wurde eine Rettungsexpedition ausgesandt, die die Leichen beider am Fuße des Dixerer Gletschers auffand. Die beiden Touristen sind anscheinend am Donnerstag tödlich abgestürzt.

Zur Brandstiftung in Tanta. Nach einer Neutermeldung aus Kairo sind durch die Feuerbrunst in der Stadt Tanta über 4000 Personen obdachlos geworden. Die Regierung hat die örtlichen Behörden anamemien, unverzüglich Vorkehrungen zu treffen.

Keine Zukunft für den Bischof. Amerikanische Blätter berichten, daß die New Yorker Zeitung der Freireuemeister kürzlich auf ihrer Jahresversammlung folgendes festgestellt hat: Die Bubenparade geht ihrem Ende entgegen, das lange Haar wird wieder zur Gans gefangen. Wie der Präsident der Zeitung, Charles Necker, erklärte, sind verschiedene Gründe für die beabsichtigte „Rückkehr zur Natur“ maßgebend, vor allen Dingen aber das Verlangen der Frau, in ihrer ganzen Schönheit sich der Welt zu präsentieren. Zwar habe man das Bubenhaar eine Zeitlang bevorzugt, weil es bequem und auch sonstwie bequemerweise erschien, aber, wenn die Frauen hübsch aussehen wollen, können sie immer zum Friseur, um sich ihre kurzen Locken durch eine Perücke verbessern zu lassen.

erstermal habe ich sie — so berichtet der Pariser Journalist — in der großen Kavelle der Zitadelle gesehen; dort saßen sie reihenweise in Bänken vor einem Pult wie die Schulkiner. Ein Aufseher in blauer, silberbetreter Uniform las ihnen mit eindringlicher Stimme aus einem Buch etwas vor, worauf sie kaum hörten. Sie hielten stumm, mit eingezogenem Hals in ihren schwarzbraunen Sträflingskleidern, vor sich ihren Wäschehaß, in dem sie gerade ihre Arbeitsjade, ein blankes Eispfeilschirm, ein kleines Buch mit den Personalien und anderen Kleinramt verstaute. Am 30. März ist der erste Transport abgegangen. Vom Abtransport ist der französische Berichterstatter folgende Schilderung: Die Uhr schlägt gerade halb drei nachmittags. Das Festungsstor öffnet sich, die Soldaten bilden die Spalier, und da erscheint auch schon unter dem Torbogen der erste Trupp der Sträflinge. Das sind die Rückfälligen, die Unverbesserlichen. Sie sind paarweise mit den Händen aneinander gefesselt, in dumpfem Schweigen trotten sie langsam dahin, als wollten sie einem Toten das Geleit geben. Zwei Geiseln eröffnen den Zug, ihnen zur Seite gehen schwarzeleidete Beamte vom Strafvollzug. Es fehlt nur der Leichenwagen, um das Bild vollständig zu machen. Aber die Toten sind ja da, nur marschieren sie selbst mit.

Ein Sträfling stutzt und dreht sich um; ich betrachte ihn genau. Es ist einer von denen, die dauernd des Landes verwiesen sind. Er war Hauptmann und sogar Ritter der Ehrenlegion. Aber das Ordenskreuz hat ihn nicht von Betrügereien abgehalten, mit denen er es so toll trieb, daß er schließlich reif für Cayenne wurde. Er macht ein Zeichen. Anmitten der Menge redt sich eine geschminkte Frau in die Höhe und antwortet ihm mit ihrem Talschentuch; ihr schwarzer Seidenmantel und der kostbare Pelz passen schlecht in diese Umklebung. Sie lächelt ihm zu, ruft ein halblautes Amen, das so selbstverständlich klingt, als ob der, dem es gilt, nur eine kleine Reise vorböbe. Ein letzter Blick und der Verbannte geht weiter, mit zusammengebissenen Lippen, still wie alle andern. Amerikanische Kinoleute haben sich auf dem Dach eines kleinen weißen Hauses am Hafen

postiert. Die Gendarmen werden aufmerksam und jagen sie herunter. Es ist nichts mit der Aufnahme. Jetzt ist der Zug an der Kaimauer angelangt. Ein Sträfling nickt dem Geiseln zum letztenmal die Hand und steigt dann auf der kleinen schwanfenden Leiter hinunter in die breite Schaluppe, die von einem Schlepper aus Meer hinausgezogen werden soll. Die Sirene heult, alle haben Platz genommen, wir hängen mitten unter ihnen. Der Schlepper zieht an, und wir fahren an der Küste der Insel vorbei, hinaus aufs Meer. In der Ferne, auf hoher See, dampft der Schornstein des Schiffes. Bald sind wir da. Eine Strickleiter wird in unsere Schaluppe gelassen. Die Sträflinge gehen an Bord, die Aufseher treiben vor Eile; auf Deck werden sie von dem Beileitpersonal in Empfang genommen, eine Luke öffnet sich, und einer nach dem andern verschwindet im Bauch des Schiffes. Schon ist alles bereit zur Abfahrt, als die verflitzten Amerikaner auf kleinen aufgetriebenen Booten, die sie in aller Eile im Hafen aufgetrieben haben, heraufsitzen; sie kurbeln hektisch; es ist ihnen also doch gelungen, die Sentation auf den Filmstreifen zu bannen.

Ein großer Prüfungsschwindel.

Gegen den ehemaligen Assistenten an der Wiener Technischen Hochschule, Ingenieur Arnold Pascher, wurde, wie die „Neue Freie Presse“ meldet, seitens der Staatsanwaltschaft die Anklage erhoben, weil er gegen den Empfang von Bestechungsgeldern Studenten unerlaubte Hilfe bei der Ablegung ihrer Prüfungen geleistet hat. Die Affäre hat sich im verflochtenen Studienjahre abspielte. Pascher, der seit dem Jahre 1912 Assistent an der Technik war und wegen seiner Beschäftigung eine ziemlich Vertrauensstellung genoss, war mit dem Leiter eines nach dem Kriege errichteten sogenannten C in p a u k kurses, an dem er als Lehrkraft engagiert war, in Verbindung getreten. Zahlungskraftige Studenten, die diesen Kurs beendeten, wurden aufmerksam gemacht, daß sie gegen entsprechende Zahlungen große Erleichterungen bei den Prüfungen erhalten

könnten. Die Studenten traten mit Pascher selbst nie direkt in Verbindung, sondern handelten die Beträge dem Leiter des Kurses aus. Bei dem Prüfungsschwindel wurde nach folgendem System vorgegangen:

Einerlei erhielten die Studenten Kenntnis von den drei Fragen für jene Prüfungen, die sie bei Pascher selbst, der mit der Leitung der Konstruktionsprüfungen, der Maschinenlehre und des Dampfmaschinenbaus an der Hochschule betraut war, ablegten. Andererseits wurden ihnen die Themen der schriftlichen Staatsprüfung mitgeteilt, da Pascher bei der zweiten Staatsprüfungskommission Hilfsdienste leistete und diese Themen selbstverständlich vorher kannte. Die Schüler waren nun in der Lage, sich das Thema von einem Fachmann ausarbeiten zu lassen und dann die fertige Arbeit am Schluß der Prüfung abzuhändigen. Da eine solche Klausurarbeit gewöhnlich zwei bis drei Tage dauert und die Schüler verhalten sind, am Schluß jedes Prüfungstages das Blatt mit der bis zu dieser Stunde vorgezeichneten Zeichnung dem Assistenten abzuliefern, war es jenen Studenten, die die Bestechungstaxe geleistet hatten, ein Leichtes, leere Blätter abzugeben, da Pascher, der die Prüfung leitete, die Namen dieser Studenten genau kannte und den unauffälligen Austausch der außerhalb der Schule fertiggestellten Zeichnung mit dem leeren Blatt selbstverständlich zuließ. So kam es, daß auch die anderen Studenten von diesem Vorgange nichts merken konnten.

Dieser Prüfungsschwindel dürfte ein bis zwei Jahre betrieben worden sein. Sobald das Festhalten der Technik von diesen Fällen Kenntnis erhielt, schritt es mit rückfälliger Strenge gegen die Schuldigen ein. Pascher wurde sofort von seiner Stelle suspendiert und die Anklage an die Staatsanwaltschaft erstattet. Es handelt sich um ungefähr 10 bis 15 Sträflinge. Die Summen, die von den Studenten geleistet wurden, sind im Verhältnis ziemlich gering und betragen etwa 10 bis 15 Schilling pro Prüfung. Um so mehr muß man staunen, daß sich Pascher, der einer geachteten Familie entstammt und ein solches Leben führte, zu derartigen Manipulationen herbeiließ.